

ULRICH VON WILAMOWITZ-MOELLENDORFF	
<i>Geschichte der Philologie</i> (1921) . . . . .	169
ERICH AUERBACH	
<i>Philologie der Weltliteratur</i> (1952) . . . . .	179
PETER SZONDI	
<i>Über philologische Erkenntnis</i> (1962) . . . . .	198
PAUL DE MAN	
<i>Die Rückkehr zur Philologie</i> (1982) . . . . .	216
KARL STACKMANN	
<i>Aufgaben der Deutschen Philologie     des Mittelalters</i> (1985) . . . . .	227
GUNTER MARTENS	
»Historisch«, »kritisch« und die Rolle des Herausgebers bei der Textkonstitution (1991)	243
JOACHIM BUMKE	
<i>Der unfeste Text. Überlegungen     zur Überlieferungsgeschichte und Textkritik     der höfischen Epik im 13. Jahrhundert</i> (1996) . . .	269
ALMUTH GRÉSILLON	
»Critique génétique«. Gedanken zu ihrer Entstehung, Methode und Theorie (1996) . . . . .	287
STEPHEN G. NICHOLS	
»Material Philology«. Warum? (1997) . . . . .	308
HANS ULRICH GUMBRECHT	
<i>Die Macht der Philologie. Über einen verborgenen     Impuls im Umgang mit Texten</i> (2003) . . . . .	323

## Die philologische Frage Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf die Theoriegeschichte der Philologie

Was ist Philologie? Diese Frage soll mittels der in dieser Anthologie versammelten Texte beantwortet werden, die, abgesehen von zwei »Prologen«, alle aus dem 19. und 20. Jahrhundert stammen: aus einer Zeit also, in der sich ein modernes, disziplinspezifisches Verständnis herausbildet, was das Geschäft der Philologie ist und wie es zu betreiben sei. Die Ansichten namhafter Gelehrter der vergangenen 200 Jahre darüber, worin die philologische Tätigkeit besteht, werden den Leserinnen und Lesern die Möglichkeit geben, sich selbst eine Meinung über die Plausibilität und Aktualität der gegebenen Antworten bilden zu können.

Indirekt liefert der Sammelband damit einen Beitrag zur philologischen Wissenschaftsgeschichte, die nicht mehr nur Forschungs-, sondern auch Lehrgegenstand ist. Die Beschäftigung mit der Fachgeschichte hat, ähnlich wie etwa die Vermittlung von Techniken der Erzähltext-, Lyrik- oder Dramenanalyse, inzwischen ihren Platz im literaturwissenschaftlichen Elementarunterricht, wie jüngere Einführungen in die Literaturwissenschaft belegen.<sup>1</sup> Für den Universitätsunterricht fehlen derzeit leicht zugängliche Textausgaben. Die Anthologie möchte diesen Mangel abstellen – auch wenn uns bewusst ist, dass unsere Auswahl immer Ausdruck unserer Interessen und thematischen Schwerpunktsetzungen bleibt.

Wir möchten im folgenden den Versuch unternehmen, das zu skizzieren, was wir die »philologische Frage« nennen.<sup>2</sup>

1 Vgl. etwa Alo Allkemper / Norbert Otto Eke, *Literaturwissenschaft*, München 2004.

2 Nachdem dieses Vorwort abgeschlossen war, erschien der von Jürgen Paul Schwindt herausgegebene Sammelband *Was ist eine philologische Frage? Bei-*

Darunter verstehen wir die Frage nach dem epistemischen Status philologischer Theorie und der daraus resultierenden Praxis: Auf welche philologischen Traditionen und theoretischen Prämissen nehmen die hier versammelten Texte Bezug, in welchem Kontext stehen sie? Auf welche Ziele wird die philologische Tätigkeit hin ausgerichtet – wie wird das ›Erkenntnisinteresse‹ der Philologie definiert? Welches Autorschaftskonzept und welches Textverständnis werden zu Grunde gelegt?

Der Ausgangspunkt all dieser Fragen ist die etymologische Bedeutung des Begriffs *philologia*, gefasst als ›Liebe zum Wort‹.<sup>3</sup> Der Philologe ist demgemäß ein Wort-Liebhaber. Doch was heißt hier ›Liebe‹? Und was ist überhaupt ein Wort?

## 1. Systematische Verortung der Philologie

Ein Wort ist eine sinntragende Einheit, mit der eine Vorstellung, also ein semantischer Gehalt, vermittelt werden soll. Ein Wort ist aber auch ein lautlich oder graphisch realisiertes physikalisches Ereignis, das aufgrund seiner materialen Qualität sinnlich wahrnehmbar ist. Da nun, wie August Boeckh in seiner *Encyclopädie und Methodologie der Philologischen Wissenschaften* schreibt, »die Hauptmasse der sprachlichen Tradition durch die Schrift fixirt ist«,<sup>4</sup> hat

*träge zur Erkundung einer theoretischen Einstellung* (Frankfurt a. M. 2009). Schwinds Buch präsentiert Einzelbeiträge zu dieser Frage, nicht aber die hier präsentierten Grundlagentexte. Auf differente Einschätzungen im Detail weisen wir im folgenden hin.

<sup>3</sup> Vgl. Karl Stackmann, »Lemma ›Philologie‹«, in: *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*, Bd. 3, hrsg. von Jan-Dirk Müller, Berlin / New York 2003, S. 74.

<sup>4</sup> August Boeckh, *Encyclopädie und Methodologie der Philologischen Wissenschaften*, hrsg. von Ernst Braruscheck, Leipzig 1877, S. 81; vgl. dazu auch Christian Benne, »Philologie und Skepsis«, in: *Was ist eine philologische Frage?* (s. Anm. 2), S. 192–210.

es die Philologie mit geschriebenen Worten zu tun, die als zusammenhängende Buchstabenfolge Vorstellungen respektive Sinn übermitteln. Im Gegensatz zur Philosophie, deren Aufgabe die systematische ›Arbeit am Begriff‹ als ein Erkenntnismittel des menschlichen Geistes ist, versteht Boeckh die »eigentliche Aufgabe« der Philologie als »das Erkennen des vom menschlichen Geist Producirten, d. h. des Erkannten«.<sup>5</sup> Die Philologie setzt also nicht *de re* bei der systematischen Erkenntnis der Sache mit Hilfe des Begriffs an, sondern *de dictu* bei den Worten, mit denen die begriffliche Erkenntnis der Sache zum Ausdruck gebracht wird. Dabei setzt die Philologie notwendig die Kenntnis der Sprache, der die zu untersuchenden Worte entstammen, voraus. Doch bleibt die philologische Erkenntnis nicht bei einer linguistischen respektive sprachhistorischen Analyse des in der Sprache enthaltenen Wissens stehen. Vielmehr geht es darum, individuelle Sprachereignisse in Relation zu ihrem historischen Äußerungskontext zu verstehen. Diese historische Aufgabenbestimmung der Philologie kann dahingehend zugespitzt werden, dass sich das philologische Erkenntnisinteresse auf die Beschreibung und Beurteilung des sprachlich tradierten richtet, nämlich auf äußerlich wahrnehmbare (sprich: geäußerte) Zeichenfolgen und deren Beziehung zu den – zum Zeitpunkt der Äußerung – vom menschlichen Geist produzierten Sinnzusammenhängen. Die Zeichen, mit denen es die Philologie am häufigsten zu tun hat, sind Schriftzeichen, die Worte verkörpern.

Das erste philologische Erkenntnisproblem besteht darin, dass sich der Sinn eines Wortes während des Zeitenabstands, der zwischen der schriftlichen Fixierung und der philologischen Re-Lektüre liegt, geändert haben kann. Es nützt also nichts, einfach in einem Wörterbuch nachzuschlagen, man muss ein historisches Wörterbuch konsul-

<sup>5</sup> Boeckh, *Encyclopädie* (s. Anm. 4), S. 10.

tieren – und sich mit dessen Hilfe den historischen Sinn des Wortes erschließen. Philologie muss historisieren.<sup>6</sup> Der Philologe ist also immer auch ein Historiker, der sich mit der Sprachgeschichte von Worten sowie den durch Worte vermittelten historischen Vorstellungswelten, also mit kulturell geprägten Ideen, zu befassen hat.<sup>7</sup> Das erste Erkenntnisproblem betrifft deswegen den Umstand, dass der Philologe nicht nur ein grammatisches Wissen über eine andere Sprache haben muss, um ein Wort und eine Wortfolge innerhalb eines Textes auf ihre semantische und syntaktische Angemessenheit respektive ›Richtigkeit‹ hin überprüfen zu können, sondern auch über ein kulturelles Wissen verfügen muss, um sich die durch das Wort bezeichnete historische Vorstellungswelt erschließen zu können. Diese vermeintlich triviale Einsicht wird freilich in dem Moment problematisch, in dem man es – wie in der Altphilologie oder in der Mediävistik – mit Sprachen zu tun hat, die nicht mehr gesprochen oder nicht mehr so gesprochen werden wie zur Zeit der Textentstehung. In diesem Moment wird nämlich der Text womöglich zugleich eine der Quellen sein, aus denen der Philologe sein historisches Wissen über die Sprache einer anderen Zeit bezieht. Mit anderen Worten: Schon auf dieser grundlegenden Ebene befindet sich der Philologe möglicherweise in einem sprachhermeneutischen Zirkel, weil das sprachliche Wissen – die Sprachkunde – zum Teil erworben worden ist »durch den Umgang mit eben den Urkunden, welche der Gegenstand der kritischen Thätigkeit sind.«<sup>8</sup> Der Erkenntnisgegenstand der Philologie changiert in diesem

6 Vgl. u. a. Friedrich Schlegel, »Philosophie der Philologie«, vorliegende Ausg., S. 93 f.; sowie Hans Ulrich Gumbrecht, *Die Macht der Philologie*, ebd., S. 328.

7 Giambattista Vico, »Die neue Wissenschaft über die gemeinschaftliche Natur der Völker, ebd., S. 54.

8 Friedrich Schlegel, »Über Begriff und Eintheilung der philologischen Kritik«, ebd., S. 131.

Fall zwischen seinem Status, ein individuelles ›Sprachdenkmal‹ zu sein, und seinem Status, als Quelle für ein allgemeineres Wissen über die historische Verwendung einer Sprache zu fungieren.<sup>9</sup>

Das zweite philologische Erkenntnisproblem besteht in der Art und Weise, wie der »Gegenstand der kritischen Thätigkeit«, nämlich der Text, gegeben ist: Der Sinn eines Wortes – auch dies ist eine triviale Einsicht – ergibt sich zumeist erst aus dem Satz- bzw. dem Textzusammenhang. Dies setzt voraus, dass ein Text vollständig überliefert wurde, was aber, insbesondere bei antiken, aber auch bei mittelalterlichen Texten häufig nicht der Fall ist: Man hat es vielmehr mit Fragmenten zu tun, also mit unvollständigen Texten, oder aber mit fehlerhaften Abschriften von Originalen, also unzuverlässigen Texten. Wenn Worte fehlen oder der Verdacht aufkommt, ein schriftlich fixiertes Wort sei fehlerhaft, dann versucht der Philologe, das ›richtige‹ Wort zu erschließen, durch das ein sinnvoller Satzzusammenhang hergestellt werden kann. Als »Wortkritik«<sup>10</sup> fragt die Philologie nach der Richtigkeit des Wortes in grammatischer Hinsicht, wobei der Maßstab der Richtigkeit aus dem sprachhistorischen Kontext abgeleitet wird, in dem der Text entstand. Allerdings gibt es häufig mehrere Möglichkeiten, ein falsches Wort zu verbessern oder ein fehlendes zu ersetzen. Die sich daran anschließende Frage, wann und in welcher Weise es zulässig ist, ein fehlerhaftes oder fehlendes Wort zu »emendieren«, also eine Verbesserung vorzunehmen, ist für die Philologie von zentraler Bedeutung: Mit jeder Verbesserung durch den Editionsphilologen kommt es zu einer Vermischung dessen, was als vom Autor oder vom Kopisten Geschriebenes ›gegeben‹ ist, und dem, was vom Philologen im Zuge seiner

9 Vgl. Karl Stackmann, »Aufgaben der Deutschen Philologie des Mittelalters«, ebd., S. 234–236.

10 Friedrich August Wolf, »Encyclopädie der Philologie«, ebd., S. 76.

Deutung des Geschriebenen nachträglich als Ergebnis eines Schlussfolgerungsprozesses ›dazugeschrieben‹ wurde.<sup>11</sup> Erfolgt dieses intervenierende ›Dazuschreiben‹ ohne Markierung direkt in den edierten Text, so bedeutet dies nicht nur eine Vermischung des ›Gegebenen‹ und des ›Gefolgerten‹, sondern eine verfälschende Kontamination des Textes als Erkenntnisgegenstand. Ebendeshalb ist es notwendig, im Rahmen einer theoretischen Reflexion erstens die Editionsprinzipien zu formulieren, unter denen philologische Interventionen gerechtfertigt sind, und zweitens Darstellungskonventionen festzulegen, mit denen die philologischen Interventionen transparent gemacht werden können – etwa in Form eines ›kritischen Apparats‹, der als Fußnote oder als Endnote einen Raum für editionsphilologische Kommentare schafft, sich aber vom zu edierenden Text abhebt und dadurch die Differenz zwischen dem Gegebenen und dem durch hermeneutische Operationen Gefolgerten sichtbar macht.<sup>12</sup> Man könnte also sagen: Das zweite philologische Erkenntnisproblem betrifft die explizite Differenzierung zwischen der Beobachtungsebene und der Beurteilungsebene eines Textes.

Das dritte philologische Erkenntnisproblem hat mit dem Schlussfolgerungsverfahren selbst zu tun. Obwohl das Erschließen von fehlenden oder fehlerhaften Worten ein gravierender Eingriff in das ›Gegebene‹ ist, wurde (und wird) er von Editionsphilologen im Zuge der Rekonstruktion eines Textes insbesondere dann vorgenommen, wenn eine verdorbene Textstelle andernfalls unlesbar oder unverständlich bliebe. Für diese Form der inferentiellen Intervention hat sich in der Editionsphilologie der *terminus technicus* der Konjekturen eingebürgert: Die Konjekturen bezeichnet im philosophischen Sprachgebrauch das glück-

11 Vgl. Schleiermacher, »Über Begriff und Eintheilung der philologischen Kritik«, ebd., S. 137.

12 Friedrich Schleiermacher, *Hermeneutik und Kritik* (1838), hrsg. von Manfred Frank, Frankfurt a. M. 1977, S. 286.

liche Auffinden der wahren Konklusion ohne Hilfe eines beweisenden Mittels,<sup>13</sup> es handelt sich also um eine Vermutung, die ein hohes Maß an logischer Ungewissheit impliziert. Im Kontext der Philologie bezeichnet die Konjekturen eine »plausible Vermutung [...] zur Verbesserung des Textes«,<sup>14</sup> deren logische Ungewissheit durch ein Netz historischen Hintergrundwissens – über den Autor, seinen persönlichen Stil, die Zeit, in der er lebte, die Ideen, die zu dieser Zeit prägend waren, etc. – ausgeglichen werden soll. Für Schleiermacher – aber auch für Boeckh – bezeichnet die Konjekturen eine bestimmte Form des kausalen Rückschlusses, mit dessen Hilfe sich bei einer »schwierigen Stelle« – etwa einer fehlerhaften Stelle oder aber einer Leerstelle – ermitteln lässt, was sie ursprünglich bedeuten sollte.<sup>15</sup> ›Ursprünglichkeit‹ wird hierbei zu einem Synonym für ›Echtheit‹ respektive ›Authentizität‹: Echt ist nur das, was der Autor entweder ursprünglich so geschrieben oder ursprünglich so gemeint hat. Ebendeshalb geht es der philologischen Textkritik im Anschluss an Schleiermacher primär um die Frage der »Echtheit oder Unechtheit der einzelnen Buchstaben und Worte«<sup>16</sup> respektive ganzer Schriften und Schriftteile im Hinblick darauf, ob sie tatsächlich vom Autor stammen oder nachträglich von einem Abschreiber verändert wurden. Allerdings bezieht sich die Frage der Echtheit nicht nur auf den Punkt, ob das überlieferte Manuskript vom Autor selbst geschrieben wurde – das würde im Falle von antiken oder mittelalterlichen Tex-

13 Vgl. Gert König, [Art.] »Konjekturensätze«, in: *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Bd. 4, hrsg. von Joachim Ritter [u. a.], Basel 1971–2007, sowie Uwe Wirth, »Die Konjekturen als blinder Fleck einer Geschichte bedingten Wissens«, in: *Interesse für bedingtes Wissen*, hrsg. von Caroline Welsh und Stefan Willer, München 2008, S. 269–294.

14 Anne Bohnenkamp, »Textkritik und Textedition«, in: *Grundzüge der Literatur- und Sprachwissenschaft*, hrsg. von Heinz Ludwig Arnold und Heinrich Detering, München 2001, S. 179–203, hier S. 183.

15 Schleiermacher, *Hermeneutik und Kritik* (s. Anm. 12), S. 283.

16 Ebd., S. 242.

ten, bei denen die Originale verloren gegangen sind, ja auch keinen Sinn machen. Vielmehr ist zu untersuchen, ob die Vorlage, deren Abschrift das überlieferte Manuskript ist, originalgetreu kopiert wurde. Es geht also auch um die Treue der Abschrift und nicht nur um die Eigenhändigkeit der Urschrift.<sup>17</sup> Aus den mannigfachen Möglichkeiten der Untreue gegenüber dem Original – etwa fehlerhaftes oder unvollständiges Abschreiben, aber auch eigenmächtiges Dazuschreiben – resultiert eine grundsätzliche Unsicherheit bei der Beurteilung des Überlieferungsträgers. Die Editionsphilologie sieht sich insofern immer schon mit zwei Unsicherheitsfaktoren konfrontiert: der Unsicherheit dessen, was als Überlieferung gegeben ist, und der Unsicherheit der Schlussfolgerungen, mit denen der Philologe aus dem Gegebenen das Ursprüngliche zu rekonstruieren versucht. Die Philologie reagiert auf diese doppelte Unsicherheit zunächst mit einem komplementären Verfahren, bei dem konjekturale Textverbesserung und kritische Textbeobachtung so aufeinander bezogen werden, dass sie sich wechselseitig unterstützen. Ebenhierin besteht der texthermeneutische Zirkel einer Editionsphilologie, die als »konjekturale Disziplin«<sup>18</sup> agiert.

Die Konjektur ist für Schleiermacher und Boeckh der *modus operandi* des sogenannten »divinatorischen Verfahrens«, das aus »inneren Gründen«<sup>19</sup> eine plausible Vermutung aufstellt. Dies wird immer dann notwendig, wenn es keine hinreichenden »äußeren« Beweisgründe, also einen anderen schriftlichen Textzeugen (etwa eine zweite Abschrift) gibt. Gibt es einen weiteren Textzeugen, dann

17 Schleiermacher, »Über Begriff und Eintheilung der philologischen Kritik«, vorliegende Ausg., S. 130f.

18 Carlo Ginzburg, »Indizien: Morelli, Freud und Sherlock Holmes«, in: *Der Zirkel oder im Zeichen der Drei*, hrsg. von Umberto Eco und Thomas E. Sebeok, München 1985, S. 125–179, hier S. 142.

19 Schleiermacher, »Über Begriff und Eintheilung der philologischen Kritik«, vorliegende Ausg., S. 131.

kann man auch die »komparative Methode«<sup>20</sup> anwenden und eine diplomatische Kritik aufgrund von Textbeobachtungen vornehmen, im Rahmen derer mehrere Urkunden (sprich: mehrere Abschriften) Wort für Wort, Buchstabe für Buchstabe »zeichengenau« miteinander verglichen werden.<sup>21</sup> Alle Fehler, aber auch alle anderen Abweichungen wie etwa Auslassungen oder Hinzufügungen sind im Zuge dieser »kritischen Sichtung«, der *Recensio*, sorgfältig als Varianten respektive Lesarten zu verzeichnen. Die komparative Methode beruht also auf einer scharfen Beobachtung von »schwierigen Stellen« unter dem Vorzeichen der Differenz des buchstäblich »Gegebenen«; das divinatorische Verfahren hingegen zielt auf das rück-schlüssige Herstellen eines Zusammenhangs zwischen »schwierigen Stellen« und deren Ursachen. Die Konjektur fungiert gewissermaßen als nicht überlieferte, sondern erschlossene Lesart.<sup>22</sup>

Die philologische Kritik ist, wie Schleiermacher und Boeckh immer wieder betonen,<sup>23</sup> dadurch gekennzeichnet, dass sich das erschließende, divinatorisch-konjekturale und das beobachtende, diplomatisch-komparative Verfahren wechselseitig stützen. Auch wenn man zwischen beiden Verfahrensweisen unterscheiden muss, so gehen sie in der philologischen Praxis doch Hand in Hand: Das, was als geschriebener oder abgeschriebener Textzeuge überliefert wurde, besitzt als positiv Gegebenes insofern den Status eines Objekts, als es durch Wahrnehmungsakte befragt und geprüft werden kann. Zu einer Texttatsache wird die-

20 Schleiermacher, *Hermeneutik und Kritik* (s. Anm. 12), S. 169.

21 Rüdiger Nurr-Kofoth, [Art.] »Textkritik«, in: *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft* (s. Anm. 3), Bd. 3, S. 602–607, hier S. 603.

22 Vgl. Henning Boetius, »Textkritik und Editionstechnik«, in: *Grundzüge der Literatur- und Sprachwissenschaft*, Bd. 1, hrsg. von Heinz Ludwig Arnold und Volker Sinemus, München 1983, S. 73–88, hier S. 74.

23 Vgl. in der vorliegenden Ausg. Schleiermacher, »Über Begriff und Eintheilung der philologischen Kritik«, S. 130–132, sowie Boeckh, »Encyclopädie«, S. 145–150.

ses Objekt jedoch erst durch die kontextualisierenden Schlussfolgerungen des Editionsphilologen, die aufgrund ihres konjekturalen Charakters sehr stark von subjektiven Faktoren wie Gelehrsamkeit in Bezug auf das historische Hintergrundwissen, aber auch Talent mit Bezug auf die scharfsinnige Verarbeitung dieses Hintergrundwissens abhängen: Für eine derartige »Konjekturalkritik« gibt es keine generell gültigen Verfahrensregeln, die auf alle Texte in gleicher Weise anwendbar wären – vielmehr ist die Konjekturalkritik eine »Sache des durch Übung gebildeten Talents«. <sup>24</sup> Insofern wird die philologische Praxis bei Wolf, Schleiermacher und Schlegel immer wieder als Kunst bezeichnet, <sup>25</sup> die nur zum Teil den Geltungsanspruch auf strenge Wissenschaftlichkeit erheben kann. Das heißt zugleich, dass die Verfahren der Philologie aus der Praxis der philologischen Tätigkeit abgeleitet und durch den Umgang mit den Texten gerechtfertigt werden: Es handelt sich um ein hochkomplexes Erfahrungswissen, das häufig nicht explizit formuliert werden kann, sondern als »tacit knowledge« die Grundlage für »tacit inferences« <sup>26</sup> bildet. Theoretisch sind die diplomatischen und die divinatorischen »Methoden« zwar zu unterscheiden, in der Praxis sind sie indes nicht voneinander zu trennen.

Hier tritt eine eigentümliche Spannung zwischen der Praxis und der Theorie der Editionsphilologie zu Tage: Das divinatorische Verfahren – und mit ihm die Konjektur – erscheint epistemologisch betrachtet als Unsicherheitsfaktor, weil dem Erkenntnisobjekt (dem tradierten, »gegebenen« Text) etwas Subjektives (die gefolgerte Deutung des Philologen) beigemischt wird: mit der Ergänzung oder Veränderung eines Wortes in einem überlieferten

<sup>24</sup> Schleiermacher, *Hermeneutik und Kritik* (s. Anm. 12), S. 283.

<sup>25</sup> Ebd.; Schlegel, »Philosophie der Philologie«, wo es heißt: »Das Ganze ist also eine Kunst und keine Wissenschaft« (vorliegende Ausg., S. 100).

<sup>26</sup> Michael Polanyi, »Tacit inference (1964)«, in: M. P., *Knowing and Being*, Chicago 1969, S. 138–158, hier S. 143 f.

Text wird der Erkenntnisgegenstand durch den Philologen »kontaminiert«. Ebendeshalb ist die Frage nach der Zulässigkeit von Konjekturen bis heute in der Editionsphilologie ein epistemologisches Politikum ersten Ranges: Darf man einzelne Worte eines Textes im Namen eines auf Sinnstiftung abzielenden »Verstehensinteresses« verändern, oder muss man nicht vielmehr – im Interesse der konservierenden Dokumentation – den Text so bewahren, wie er »schwarz auf weiß« überliefert wurde? <sup>27</sup> Die Konjektur steht also gewissermaßen an der Schnittstelle zwischen zwei Hauptzielen der Philologie: der Bewahrung von Texten und dem Lesbarmachen von Texten.

In diesem Zusammenhang stellt sich eine weitere Frage: Was ist überhaupt ein Text? <sup>28</sup> Sind es die gegebenen, also die überlieferten Schriftzeichen, oder sind es die durch die Schriftzeichen überlieferten Worte, Sätze, Absätze, die durch ihre spezifische Kombination auf individuelle Weise einen Sinnzusammenhang zum Ausdruck bringen? Dieser auf individuelle Weise zum Ausdruck gebrachte Sinnzusammenhang ist das Resultat eines absichtlich produzierenden Geistes – spricht: einer Autorintention. <sup>29</sup> Während man seit der Einführung des Buchdrucks davon ausgehen kann, dass der Autor seinen Text vor der Drucklegung noch einmal kritisch selbst geprüft hat und anschließend die Vervielfältigung und Veröffentlichung durch einen intentionalen Akt, nämlich das *Imprimatur*,

<sup>27</sup> Vgl. u. a. Winfried Woessler, [Art.] »Textkritik (Edition)«, in: *Handlexikon zur Literaturwissenschaft*, hrsg. von Diether Krywalski, Reinbek 1978, S. 471–475, S. 472; sowie Roland Reuß, »Gerafft. Notiz zur Geschichte einer Konjektur in Kleists Erzählung *Das Bettelweib von Locarno* (1811)«, in: *Brandenburger Kleist-Blätter* 10 (1997), S. 3–8.

<sup>28</sup> Vgl. hierzu Gunter Martens, »What is a Text? Attempts at Defining a Central Concept in Editorial Theory«, in: *Contemporary German Editorial Theory*, hrsg. von Hans Walter Gabler [u. a.], Ann Arbor 1995, S. 209–231.

<sup>29</sup> Fotis Jannidis, »Autor, Autorbild und Autorintention«, in: *editio* 16 (2002), S. 26–35, hier S. 29.

autorisiert,<sup>30</sup> stellt sich für die Altphilologie und die Mediävistik immer wieder die Frage: Wie kann die Autorintention erkannt und bewahrt werden, wenn der gegebene Text fast nie vom Autor oder unvollständig oder unzuverlässig überliefert wurde? Die Philologie des 19. Jahrhunderts ging davon aus, dass der hermeneutisch geübte Philologe – unter der Voraussetzung einer genauen Kenntnis des Stils und der Vorstellungswelt seines Autors – »ganz durchdrungen von dem Geiste des Schriftstellers« mit Hilfe divinatorischer Konjekturen, in der Lage sei zu erkennen, »was der Autor gemeint hat, sogar wenn jener selbst schuld an dem unrichtigen Ausdruck ist.«<sup>31</sup> Dahinter stand die Auffassung, dass sich der Philologe gleichsam in den produzierenden Geist des anderen hineinversetzen könne – auch Karl Lachmann war dieser Auffassung, wenn er fordert, man solle dem »Verfasser in seine geistige Werkstatt schauen und ganz die ursprüngliche Thätigkeit desselben reproduciren.«<sup>32</sup>

Diese Auffassung impliziert einen Textbegriff, wonach der sichtbare, gegebene, aber womöglich unvollständige Text der Ausdruck eines idealen, unsichtbaren, vollständigen und vollkommenen Werks ist, das dem Text als einheitsstiftendes Konzept zugrunde liegt.<sup>33</sup> Erst aufgrund von diversen Störfaktoren und »Unglücksfällen«,<sup>34</sup> die sich im Kontext der Textentstehung, vor allem aber bei der Textüberlieferung ereignet haben, wird der Text von der Krank-

30 Vgl. hierzu Miroslav Červenka, »Textologie und Semiotik«, in: *Texte und Varianten. Probleme ihrer Edition und Interpretation*, hrsg. von Gunter Martens und Hans Zeller, München 1971, S. 143–163, hier S. 145.

31 Boeckh, »Encyclopädie«, nach der vorliegenden Ausg., S. 152.

32 Karl Lachmann, »Zum Lessing«, in: K. L., *Kleinere Schriften zur deutschen Philologie*, hrsg. von Karl Müllenhoff, Berlin 1876 (Nachdr. der Ausg. Berlin 1969), S. 548–576, hier S. 566.

33 Schleiermacher, *Hermeneutik und Kritik* (s. Anm. 12), S. 241.

34 Vgl. hierzu Ludwig Jäger, »Störung und Transparenz. Skizze zur performativen Logik des Medialen«, in: *Performativität und Medialität*, hrsg. von Sybille Krämer, München 2004, S. 35–74, hier S. 42.

heit der Unvollständigkeit infiziert – ein Mangel, den der Philologe durch seine verbessernden und vervollständigenden konjekturalen Eingriffe emendierend heilt. In all den Fällen, in denen ein Text nicht in seiner ursprünglichen Form als Original, sondern nur als Abschrift überliefert wurde, soll auf der Grundlage eines kritischen Vergleichs der überlieferten Textzeugen rückschlüssig durch ein »Karrussell von Konjekturen«<sup>35</sup> zunächst die Beziehung zwischen den verschiedenen überlieferten Abschriften (das sogenannte *Stemma*) und daraufhin der *Archetypus* – ein hypothetischer »Urtext« – rekonstruiert werden. Diese nachproduzierende Operation gehörte lange Zeit zum »Kerngeschäft« des Editionsphilologen: Danach heißt seine Aufgabe Textkonstitution, die, auf der Grundlage der vergleichenden Textkritik, immer auch produktive Urtexterschließung mit Hilfe von Konjekturen ist. Das kann so weit gehen, dass der Editor die Rolle eines Co-Autors übernimmt,<sup>36</sup> der nicht nur Fehler und Fehlendes verbessert, sondern auch dem einheitsstiftenden Konzept, das seiner Meinung nach dem Werk zugrunde liegt, zum Leben verhilft.

Gegen diese Zielsetzung, die sich nicht damit begnügt, mit Hilfe von »kritischen Conjecturen«,<sup>37</sup> also auf der Grundlage von Textbeobachtungen, die Emendation von Worten vorzunehmen, sondern die sich anmaßt, durch »kreative Konjekturen« sinnstiftend auf der konzeptuellen Ebene eines Textes einzugreifen, hat sich in neueren editionstheoretischen Überlegungen eine große Zurückhaltung gegenüber allen Formen der Konjektur durchgesetzt.<sup>38</sup> Nicht zuletzt im Zuge ihrer Verwissenschaftlichung will

35 Jörn Strücker, »Textüberlieferung und Textkritik«, in: *Literaturwissenschaft*, Bd. 1: *Grundkurs 1*, hrsg. von Helmut Brackert und Jörn Strücker, Reinbek 1981, S. 41–66, hier S. 54.

36 Lachmann, »Zum Lessing« (s. Anm. 32), S. 567.

37 Boeckh, »Encyclopädie«, nach der vorliegenden Ausg., S. 155.

38 Vgl. Roland Reuß, »Text, Werk, Entwurf«, in: *Text. Kritische Beiträge 10* (2005), S. 1–12, hier S. 5.

sich die Philologie nicht mehr auf schwer zu rechtfertigende spekulative Deutungen, sondern allein auf nachprüfbar Befunde stützen.<sup>39</sup> Dabei wurden insbesondere die Verfahren des kritischen Vergleichs von Urkunden systematisch weiterentwickelt, was maßgeblich zur Ausdifferenzierung der Philologie als einer wissenschaftlichen Disziplin, die sich lehr- und lernbarer Methoden der Textkritik bedient, beitrug.<sup>40</sup> So gehört es seit dem Ende des 19. Jahrhunderts zum guten Ton, immer wieder auf die »feste und sichere leitung durch die strengste methode« hinzuweisen.<sup>41</sup> Das Motto lautet: »Besser methodisch irren, als unmethodisch d. h. zufällig das Wahre finden.«<sup>42</sup> Möglicherweise ist dies aber nicht nur Indiz eines geschärften Methodenbewusstseins, sondern auch ein Symptom für die nach wie vor bestehenden Unsicherheitsfaktoren des philologischen Geschäfts: die grundlegende Unsicherheit der Überlieferungslage und das epistemologische Risiko konjektureller Fehlschlüsse.

Ein zweiter Einwand gegenüber einer allein auf Sinnstiftung abzielenden Editionsphilologie richtet sich gegen die Tendenz, die materialen Überlieferungsträger lediglich als Vehikel der Sinnübermittlung aufzufassen, deren einziger Erkenntniswert darin liegt, dass man aus ihnen Indizien für die Rekonstruktion eines *Archetypus* gewinnen kann. Nun ist jede Urkunde – sei sie ein Originalmanuskript, sei sie eine Abschrift – immer auch ein Konglomerat von Schrift-

39 Vgl. hierzu: Hans Zeller, »Befund und Deutung. Interpretation und Dokumentation als Ziel und Methode der Edition«, in: *Texte und Varianten* (s. Anm. 30), S. 45–89.

40 Reiner Kolk, »Wahrheit – Methode – Charakter. Zur wissenschaftlichen Ethik der Germanistik im 19. Jahrhundert«, in: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* 14 (1989), S. 50–71, hier S. 53.

41 Julius Zacher, »Moriz Haupt«, in: *Zeitschrift für deutsche Philologie* 5 (1874), S. 445–456, hier S. 454.

42 Friedrich Ritschl, »Zur Methode des philologischen Studiums«, in: F. R., *Kleine philologische Schriften* (*Opuscula Philologica*), Bd. 5: *Vermischtes*, Leipzig 1879, S. 19–39, hier S. 26.

zeichen und Trägermaterialien, die nicht nur einen vom Autor intentional zum Ausdruck gebrachten Sinnzusammenhang verkörpern, sondern ihre eigene Geschichte erzählen: zunächst einmal die Geschichte vielfältiger Praktiken des Schreibens, Abschreibens und Umschreibens; dann aber auch die Geschichte vielfältiger Techniken, Geschriebenes zu vervielfältigen und zu veröffentlichen – allen voran der Buchdruck. Dabei kommt der Transformation von Handschrift in Druckschrift mit Blick auf die Frage der Autorisierung des Geschriebenen (Stichwort: *Imprimatur*) eine entscheidende Bedeutung zu, da der Druck eines Textes den Prozess der Textgenese abschließt, indem er eine Fassung als »endgültigen« Text festhält. Danach hat der Autor zunächst keine Möglichkeit mehr, korrigierend einzugreifen – das kann er erst bei einem von ihm autorisierten Neudruck. Das zentrale Aufgabengebiet der neueren Philologien ist daher nur noch in Ausnahmefällen die Texterschließung durch den Vergleich von handschriftlichen Überlieferungsvarianten, sondern der Vergleich, durch den unterschiedliche Druckvarianten daraufhin befragt werden, ob der Druck vom Autor aktiv oder passiv autorisiert wurde. Zugleich existieren bei vielen Texten, die in den Druck gegangen sind, auch noch die vom Autor selbst verfassten (*autographen*) Vorlagen, ja mitunter sogar diverse Entwurfsfassungen (Entstehungsvarianten), sodass sich die Genese eines Textes rekonstruieren lässt. Mit anderen Worten: Die Arbeit der neueren Philologien ist maßgeblich durch die mediale Differenz von Handschrift und Druckschrift (gefasst als »typographisches Dispositiv«)<sup>43</sup> sowie durch die Druckvarianten eines Textes determiniert.<sup>44</sup> Diese mediale Differenz markiert zugleich einen wichtigen

43 Susanne Wehde, *Typographische Kultur. Eine zeichentheoretische Studie zur Typographie und ihrer Entwicklung*, Tübingen 2000, S. 14.

44 Vgl. hierzu Roland Reuß, »Schicksal der Handschrift, Schicksal der Druckschrift. Notizen zur ›Textgenese‹«, in: *Text. Kritische Beiträge* 5 (1999), S. 1–25.



Unterschied mit Blick auf den Textbegriff: Handschriftlich überlieferte Texte haben nämlich im Gegensatz zu Druckfassungen zumeist einen unabgeschlossenen Charakter – es handelt sich um einzelne, nicht publizierte Schriftstücke, die als Entwürfe oder Abschriften potentiell offen bleiben für eine »transkriptive Weiterverarbeitung«. <sup>45</sup> Dies hat sich erst mit der Verbreitung der computergestützten digitalen Schrift verändert, da diese die Möglichkeit einer permanenten Überarbeitung – bei gleichzeitiger Speicherbarkeit – eröffnet. <sup>46</sup>

Die genannten Aspekte haben in den letzten Jahrzehnten zu einem Umdenken in vielen Bereichen der Philologie geführt: Im Zuge einer durch postmoderne Theorien ausgelösten Aufmerksamkeitsverschiebung auf die Schrift als Zeichensystem ist vielen Philologen bewusst geworden, dass sie es nicht nur mit Worten zu tun haben, die Sinn vermitteln, sondern dass Worte als sinnlich wahrnehmbare Schriftspuren überliefert werden. Die Geringschätzung der physischen, materialen Qualität handgeschriebener und gedruckter Texte – das Papier, auf dem sie geschrieben wurden, die Schreibwerkzeuge, die bei ihrer Verfassung Einsatz gefunden haben, die räumliche Anordnung von Schriftspuren im Rahmen von Manuskripten, aber auch in gedruckten Texten etc. –, diese Geringschätzung ist, glaubt man dem Kulturwissenschaftler Carlo Ginzburg, ein Erbe der primär an Sinnerschließung und Wortverstehen interessierten, hermeneutisch orientierten Geisteswissenschaften. Das Ergebnis war »die zunehmende Entmaterialisierung oder Vergeistigung von Texten« zu einem Abstraktum, dessen Identität »weder von seiner physischen Form noch von einer bestimmten Ausgabe« abhängig ist. <sup>47</sup>

45 Jäger, »Störung und Transparenz« (s. Anm. 34), S. 46.

46 Jay Bolter, »Das Internet in der Geschichte der Technologien des Schreibens«, in: *Mythos Internet*, hrsg. von Alexander Roesler und Stefan Münker, Frankfurt a. M. 1997, S. 37–55, hier S. 43.

47 Ginzburg, »Indizien« (s. Anm. 18), S. 142.

Als Reaktion auf diese reduktionistische »Vergeistigung« des Textbegriffs nutzt die Philologie verstärkt die Möglichkeit, Manuskripte als Faksimile abzudrucken – begleitet von einer kritisch kommentierenden »diplomatischen Umschrift«. <sup>48</sup> In den letzten Jahrzehnten haben sich gleich zwei Richtungen herausgebildet, die die Materialität der Schrift respektive die Materialität des Schreibprozesses verschärfen in den Blick nehmen: die *Material Philology* und die Schreibprozessforschung im Anschluss an die *Critique génétique*. Die *Material Philology* wendet sich vom »klassischen« Erkenntnisinteresse der Editionsphilologie ab – es geht nicht mehr darum, mit Hilfe von Überlieferungsträgern einen abstrakten Urtext zu rekonstruieren; vielmehr schenkt sie dem Überlieferungsträger selbst – etwa dem Manuskript eines anonymen Kopisten – ihre Aufmerksamkeit, um anhand dieses Konkretums die Verkörperungs- und Überlieferungsbedingungen von Schriftstücken zu erkunden. Ziel ist es, im Rahmen einer theoretisch und historisch geschulten Beobachtung des »manuscript space« <sup>49</sup> Rückschlüsse auf den sprachlichen und kulturellen Kontext, dem diese Schriftstücke entstammen, zu ziehen. Die Manuskripte werden also zu Indizien für bestimmte kulturelle Prägungen und Phänomene. Damit leistet die *Material Philology* zugleich einen Brückenschlag zwischen Philologie und Kulturwissenschaft.

Die *Critique génétique* versucht – vor dem Hintergrund der medialen Differenz von Hand- und Druckschrift – anhand der überlieferten Schreibspuren eines Autors, »den

48 Vgl. hierzu etwa Franz Kafka, *Der Prozess*, hist.-krit. Ausg., hrsg. von Roland Reuß in Zs.-Arb. mit Peter Staengle, sechzehn Faksimilebände (mit typographischer Umschrift) und ein Beihft im Schuber mit CD-ROM, Basel/Frankfurt a. M. 1997.

49 Stephen G. Nichols, »Why Material Philology? Some Thoughts«, in: *Zeitschrift für Deutsche Philologie* 116 (1997), Sonderh.: *Philologie als Textwissenschaft. Alte und Neue Horizonte*, hrsg. von Helmut Tervooren und Horst Wenzel, S. 10–30, hier S. 14.

schriftlichen Entstehungsprozess literarischer Werke zu rekonstruieren<sup>50</sup>. Sie will gewissermaßen wie Lachmann die »ursprüngliche Tätigkeit« des Autors rekonstruieren – allerdings nicht durch einen Blick in dessen »geistige Werkstatt«, sondern durch einen Blick in dessen Schreibwerkstatt. Untersuchungsgegenstand sind die verschiedenen Akte der »Scription«,<sup>51</sup> die als materielle Schreibspuren zu Papier gebracht wurden: Entwürfe und Überarbeitungen des Autors vor der Drucklegung seines Textes. Die Untersuchung dieser *avant-textes* soll indes nicht mehr dazu dienen, den »ursprünglichen Gedanken« des Autors oder die ideale Gestalt seines Werks zu rekonstruieren; vielmehr will man die durch Schreibakte verkörperten Etappen der Textentstehung nachvollziehen, die »zwischen dem Beginn eines Projekts im Kopf oder im Unbewussten eines Autors und der Übergabe des fertigen Textes an den Drucker stattgefunden haben.«<sup>52</sup> Philologie wird hier zur »Schreibprozessforschung«, die sich den Dynamiken der Textgenese und nicht mehr der Aufgabe der Textkonstitution widmet. Das Erkenntnisinteresse zielt darauf ab, die »Textwerdung«<sup>53</sup> darzustellen, wobei aber der gedruckte, publizierte Text nur noch ein Knotenpunkt in einem ganzen Geflecht von Schreibspuren ist. Dies impliziert einen offenen und dynamischen Textbegriff, ohne dass deswegen die Instanz des Autors ausgeblendet würde.

Wie die *Material Philology*, so bietet auch die *Critique génétique* Anknüpfungspunkte zwischen Philologie und Kulturwissenschaft – zum einen mit Blick auf eine histori-

50 Almath Grésillon, »Critique génétique«, vorliegende Ausg., S. 290.

51 Vgl. Roland Barthes, »Variation sur l'écriture (non publié) (1973)«, in: R.B., *Œuvres complètes*, Bd. 2: 1966–1973, hrsg. von Éric Marty, Paris 1994, S. 1535–74, hier S. 1535, sowie Martin Stügelin, »Unser Schreibzeug arbeitet mit an unseren Gedanken«. Die poetologische Reflexion der Schreibwerkzeuge bei Georg Christoph Lichtenberg und Friedrich Nietzsche«, in: *Lichtenberg-Jahrbuch* (1999), S. 81–98.

52 Grésillon, »Critique génétique«, vorliegende Ausg., S. 292.

53 Ebd., S. 304.

sche Analyse von »Schreibkulturen«, zum anderen unter den Vorzeichen eines erweiterten Textbegriffs. Viele kulturwissenschaftliche Ansätze folgen dem Konzept, Kultur als Text aufzufassen: ein Konzept, das sich gleichermaßen aus poststrukturalistischen und ethnographischen Prämissen speist. Text wird im Anschluss an poststrukturalistische Theorien, als intertextuelles »Gewebe«<sup>54</sup> oder als »Gewebe von Spuren«<sup>55</sup> gefasst, das von einer überindividuellen »productivité«<sup>56</sup> gesponnen wird. Da nun aber auch die Kultur als vom Menschen »selbstgesponnenes Bedeutungsgewebe«<sup>57</sup> begriffen wird, stehen Text und Kultur *qua definitionem* in Analogie. Gleiches gilt für die Analysemethoden von Kulturen und die Analysemethoden von Texten. So behauptet Geertz:

Ethnographie betreiben gleicht dem Versuch, ein Manuskript zu lesen (im Sinne von »eine Lesart entwickeln«), das fremdartig, verblaßt, unvollständig, voll von Widersprüchen, fragwürdigen Verbesserungen und tendenziösen Kommentaren ist, aber nicht in konventionellen Lautzeichen, sondern in vergänglichen Beispielen geformten Verhaltens geschrieben ist [...].<sup>58</sup>

Anhand dieser Stelle, aus der das Schlagwort »Kultur als Text« abgeleitet wurde, lassen sich drei Feststellungen treffen: Erstens setzt Geertz hier die Lektüre eines Manu-

54 Roland Barthes, *Die Lust am Text*, aus dem Franz. von Traugott König, Frankfurt a. M. 1986, S. 94.

55 Jacques Derrida, »Überleben«, in: J. D., *Gestade*, hrsg. von Peter Engelmann, Wien 1994, S. 119–218, hier S. 130.

56 Julia Kristeva, »Der geschlossene Text«, in: *Textsemiotik und Ideologiekritik*, hrsg. von Peter V. Zima, Frankfurt a. M., S. 194–229, hier S. 194.

57 Clifford Geertz, »Dichte Beschreibung. Bemerkungen zu einer deutenden Theorie von Kultur«, in: C. G., *Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme*, übers. von Brigitte Luchesi und Rolf Binde-mann, Frankfurt a. M. 1983, S. 9.

58 Ebd., S. 15.

skripts in Analogie mit kulturellen Praktiken, die nicht »durch die Schrift fixiert« (Boeckh) sind, ja womöglich gar nicht sprachlich, sondern als ritualisierte Verhaltensformen tradiert wurden. Zweitens handelt es sich bei diesem »Manuskript« offensichtlich um einen Überlieferungsträger, der bereits von einer tradierenden Instanz durch »fragwürdige Verbesserungen« (im Original: *emendations*) kontaminiert und durch »tendenziöse Kommentare« unangemessen gedeutet wurde. Diese tradierende Instanz könnte, um im Bild der Philologie zu bleiben, wahlweise ein »Kopist« oder ein »Philologe« gewesen sein. Die ethnographische Methode der Kulturanalyse zielt mithin neben einer »dichten Beschreibung« nichtsprachlicher Verhaltensformen auch auf eine Kritik der Kontaminationen und Fehldeutungen, die sich bereits in »dichte Beschreibungen« eingeschlichen haben. Sie ist eine Art *Metaphilologie*. Beinahe wichtiger als die zum Schlagwort geronnene Analogie zwischen den Untersuchungsgegenständen »Text« und »Kultur« scheint uns aber zu sein – und damit sind wir beim dritten Punkt –, dass Geertz mit der Verwendung des philologischen *terminus technicus* »Lesart« eine methodologische Analogie herstellt, die implizit die Konjektur ins Spiel bringt. Eine Lesart entwickeln (im Original: *construct a reading of*) heißt, auf der Grundlage dessen, was wahrnehmbar (aber verblasst, unvollständig, widersprüchlich) überliefert wurde, mit Hilfe von Konjekturen eine Lesart zu erschließen.<sup>59</sup> Damit stehen Philologie und Kulturwissenschaft vor demselben Problem: der angemessenen »dichten Beschreibung« von schriftlichen und nicht-schriftlichen Überlieferungen, um diese lesbar und verstehbar zu machen.

Die gegenwärtig geführte Diskussion über das Verhältnis zwischen einer Literaturwissenschaft, deren Wurzeln

59 Vgl. noch einmal die Definition von Boetius, »Textkritik und Editions-technik« (s. Anm. 22), S. 74.

in den philologischen Fächern liegen, und einer Kulturwissenschaft, die die traditionellen Fächergrenzen (Stichwort: Interdisziplinarität) überwinden will, macht sich an der Definition der Gegenstandsbereiche und der Methoden fest – ist aber, sobald es die institutionelle Situierung im Kontext der Universität betrifft, keineswegs nur wissenschaftstheoretisch, sondern vor allem forschungspolitisch motiviert.

Die Arena, in der diese Auseinandersetzung geführt wird, ist der Textbegriff: Als Reaktion auf die Engführung von »Kultur« und »Text« kann man entweder die Differenz zwischen dem sehr weiten Textbegriff der Kulturwissenschaften und dem engeren Textbegriff der Philologie betonen, also eine »Rephilologisierung« des Textbegriffs fordern,<sup>60</sup> und zwar in dem Sinne, dass man einen Text als sinnstiftende Konfiguration aus Worten respektive Buchstaben definiert. Man kann aber auch die Philologie, gerade was das ausdifferenzierte Text- und Methodenverständnis beim zeichengenauen Lesen von Manuskripten und beim Entwickeln von Lesarten betrifft, als Avantgarde einer literaturwissenschaftlich informierten Kulturwissenschaft propagieren und diese gewissermaßen im Rückgriff auf die philologische Methode betreiben.<sup>61</sup> Schließlich kann man behaupten, dass Philologie schon immer eine Form der Kulturwissenschaft war: Zwar stehen für den Philologen Wort und Text im Zentrum des Erkenntnisinteresses, aber um einen Text in seiner ursprünglichen Gestalt zu rekonstruieren oder seine Genese nachzuvollziehen, ist der Philologe auf sprach- und kulturgeschicht-

60 Vgl. hierzu die unterschiedlichen Vorschläge in: *Grenzen der Germanistik. Rephilologisierung oder Erweiterung?* DFG-Symposium 2003, hrsg. von Walter Erhart, Stuttgart 2004; vgl. dazu auch Steffen Martus, »Philologie. Zur kulturwissenschaftlichen Begründung von Literaturwissenschaft«, in: *Logiken und Praktiken der Kulturforschung*, hrsg. von Uwe Wirth, Berlin 2008, S. 125–147.

61 Sigrid Weigel, *Literatur als Voraussetzung der Kulturgeschichte. Schauplätze von Shakespeare bis Benjamin*, München 2004, S. 12.

liches Hintergrundwissen angewiesen. So besehen bedient sich die Philologie (und mit ihr die Literaturwissenschaft) immer schon aus dem Fundus einer historisch orientierten Kulturwissenschaft, die ihre Erkenntnisse allerdings nur aus jenen Texten gewinnen kann, die zuvor von Philologen erschlossen und lesbar gemacht wurden. Hier offenbart sich – neben den oben bereits erwähnten sprach- und texthermeneutischen Zirkeln innerhalb der Philologie – ein zirkuläres Abhängigkeitsverhältnis von Philologie und Kulturwissenschaft.

Kommen wir – unter dem Vorzeichen dieses Abhängigkeitsverhältnisses – noch einmal auf die eingangs gestellte Frage zurück, was es mit der philologischen ›Liebe‹ zum Wort auf sich hat. Wodurch zeichnet sich die Philologie als Methode ihrem eigenen Selbstverständnis nach aus? Neben der gelehrten Leidenschaft für überlieferte Worte und dem durch diese Worte überlieferten Wissen lässt sich die philologische Liebe als respektvolles Interesse fassen: als Achtung vor dem Wort, wie es ursprünglich vom Autor gemeint war, und als Achtsamkeit für das überlieferte Wort.<sup>62</sup> Dieses doppelte Interesse für das Wort oszilliert zwischen einem eher positivistischen ›Interesse am Buchstaben‹, das sich durch eine geschulte Wortwahrnehmung auszeichnet, die an überlieferten Texttatsachen detaillierte ›Befunde‹ feststellt, und einem eher ›hermeneutischen Interesse‹ am Wortverstehen, das auf die Herstellung von Sinnzusammenhängen, also auf ›Deutung‹ abzielt. Infolgedessen hat die Editionsphilologie eine, wie Gunter Martens es nennt, »materialbezogene« und eine »deutungsbezogene Begrifflichkeit« entwickelt.<sup>63</sup> Die Entscheidung, welche dieser beiden Begrifflichkeiten das Erkenntnisinte-

62 Vgl. Richard F. Thomas, »Past and Future in Classical Philology«, in: *On Philology*, hrsg. von Jan Ziolkowski, London 1990, S. 66–74, hier S. 69.

63 Gunter Martens, »Historisch, ›kritisch‹ und die Rolle des Herausgebers bei der Textkonstitution«, vorliegende Ausg., S. 258.

resse bestimmen soll, ist eine im weitesten Sinne des Wortes politische: im Zuge der Professionalisierungsschübe der Editionsphilologie im 19., aber auch im 20. Jahrhundert kann man die Tendenz erkennen – weg von einer überaus konjunkturfreudigen, deutungsbezogenen Begrifflichkeit, hin zu einer eher konjunkturskeptischen, materialbezogenen Begrifflichkeit.

Deutungsbezogene Konjekturen findet man im Rahmen all jener Auslegungsbemühungen, die den Text als willentliche, individuelle Äußerung eines Autors begreifen. Hierbei richtet sich das hermeneutische Interesse in erster Linie auf den vom Autor gemeinten Wortsinn und manifestiert sich in einer Achtung vor dem Autorwillen, die in mancher Hinsicht etwas mit dem Respekt vor einem testamentarischen Letzten Willen zu tun hat. Das heißt, der Philologe nimmt die Position eines Notars oder eines Testamentsvollstreckers ein – mitunter tritt er sogar als ›Hohepriester des Wortes‹ auf. Dies kann als Echo auf die Wurzeln der Philologie verstanden werden, die in der *philologia sacra* liegen – einer Bibelphilologie also, die sich darum bemühte, das Wort Gottes in seiner ursprünglichen Form wiederherzustellen und zu bewahren. Die Hochachtung vor dem Willen des Höchsten wurde im Zuge der Genieästhetik auf die Instanz des Autors als gottgleichen zweiten Schöpfer übertragen. Im Verein mit der romantischen Wertschätzung des Individuums mündete dies in eine Übertragung der Maximen der *philologica sacra* auf die Edition profaner Texte – insofern steht am Anfang der *philologia moderna* der Grundsatz der »philologischen Gleichbehandlung aller Schriften«.<sup>64</sup> Die Hochachtung des Autorwillens war aber zugleich immer auch rückgebunden an eine Hochachtung des Autorworts – hier scheint

64 Lutz Danneberg, »Altphilologie, Theologie und die Genealogie der Literaturwissenschaft«, in: *Handbuch Literaturwissenschaft*, Bd. 3, hrsg. von Thomas Anz, Stuttgart 2007, S. 3–25, hier S. 4.

die biblische Warnung nachgewirkt zu haben, dass all denjenigen ewige Verdammnis droht, die auch nur einen Buchstaben am Wort Gottes verändern.<sup>65</sup> Insofern ist das philologische ›Interesse am Buchstaben‹ getragen von einer Hochachtung vor dem Prinzip der Buchstabentreue – hinzu kommt eine positivistische Skepsis gegenüber Verstehensbemühungen, die nicht objektivierbar sind. Hier scheint der Rekurs auf das Material und auf eine materialbezogene Begrifflichkeit der Königsweg der Philologie zu sein. Die Konjekturekspepsis der materialbezogenen Begrifflichkeit bedeutet indes nicht, dass die Philologie ganz auf Konjekturen verzichten kann, denn selbst die Datierung eines Überlieferungsträgers ist häufig nichts anderes als eine ›plausible Vermutung‹. Der entscheidende Unterschied ist vielmehr, dass sehr viel vorsichtiger konjiziert wird – nicht mehr mit dem Ziel, das ›Große und Ganze‹ als Einheit (als *Archetypus*) zu konstituieren, sondern eher mit dem Ziel, im Zuge einer textgenetischen Kritik die verschiedenen Schichten der Textentstehung zu rekonstruieren. Das heißt: Konjekturen sind nicht mehr der divinatoire Zauberschlüssel zum sinnstiftenden Wort- und Textverstehen, sondern finden nur noch als epistemische Hilfsmittel einer Textkritik Einsatz, der es um die differenzierte Beschreibung von Überlieferungs- und Entstehungsvarianten auf der Ebene der Wortwahrnehmung geht, also um ›Befunde‹ im Rahmen des philologischen ›Indizien-Paradigmas‹.<sup>66</sup>

Man könnte mit Blick auf die Wissenschaftsgeschichte der Philologie in den letzten 200 Jahren von einer Akzentverschiebung des Erkenntnisinteresses sprechen – nicht mehr die sinnstiftenden, deutungsbezogenen Konjekturen

65 Vgl. Offb 22,18.

66 Carlo Ginzburg, ›Spurensicherung. Der Jäger entziffert die Fährte, Sherlock Holmes nimmt die Lupe, Freud liest Morelli – Die Wissenschaft auf der Suche nach sich selbst‹ (1979), in: C. G., *Spurensicherung. Die Wissenschaft auf der Suche nach sich selbst*, Berlin 1995, S. 7–44, hier S. 18.

stehen im Zentrum des Interesses, sondern die auf differenzierte Wortwahrnehmung abzielenden materialbezogenen Konjekturen: Konjekturen, die sich durch ein semiotisch und schrifttheoretisch geschultes ›Interesse am verkörperten Buchstaben‹ auszeichnen. Doch selbst dann üben sich heutige Editionsphilologen in größter Zurückhaltung: Wenn die verdorbene Stelle ›ohne Rückgriff auf eine Spekulation nicht zu heilen ist‹,<sup>67</sup> dann wählen sie lieber die Option, die Stelle durch eine *Crux* zu markieren. Mit dieser Markierung wird ein Verzicht auf ›kühne Konjekturen‹ zum Ausdruck gebracht. Insofern steht die *Crux* für eine bestimmte Editions politik: eine materialbezogene Absage an die Konjektur.

## 2. Kurzer Abriss der philologischen Theoriegeschichte

Die bisher skizzierten Problemstellungen der Philologie, aber auch ihr Verhältnis zu den Sprach- und Kulturwissenschaften haben deutlich gemacht, dass ›Philologie‹ kein stabiler Begriff war und ist. Wir wollen daher im folgenden versuchen, entlang unserer Textauswahl die Dynamiken des Philologie-Begriffs nachzuzeichnen.

Im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit frühneuzeitlicher Philologen stand die Rekonstruktion und Erschließung antiker Texte aus verschiedenen Zeugnissen und durch Vergleich. Die ›Verbesserung‹ des durch die Überlieferung verdorbenen Textes war das Anliegen, im Sinne einer Rekonstruktion eines ursprünglichen Zustands.<sup>68</sup> Hinzu trat die Kommentierung, die sich nicht auf Worterläuterungen beschränkte, sondern sich produktiv mit dem textkritisch

67 Nutt-Kofoth, ›Textkritik‹ (s. Anm. 21), S. 603 f.

68 *Philologie und Erkenntnis. Beiträge zu Begriff und Problem frühneuzeitlicher ›Philologie‹*, hrsg. von Ralf Häfner, Tübingen 2001; Klara Vanek, ›Ars corrigendi: in der frühen Neuzeit. Studien zur Geschichte der Textkritik, Berlin 2007.

erschlossenen Text auseinandersetzte – bis hin zu eigenständigen Nach- bzw. Weiterdichtungen.<sup>69</sup> Dieses Philologie-Verständnis war in der Frühen Neuzeit weitgehend etabliert, auch wenn es immer wieder Auseinandersetzungen um die Praxis gab. Insgesamt waren die Philologen von der Renaissance bis zur Aufklärung »konjunkturfreudig«: Sie waren sich sicher, unleserliche oder defekte Überlieferungen »richtig« ergänzen zu können. Auch scheuten sie nicht davor zurück, vermeintliche »Fehler« in den Quellen zu korrigieren – etwa Abweichungen vom durch Cicero, Vergil oder Horaz geprägten »Leitlatein«. Dementsprechend waren ergänzend sprachhistorische Untersuchungen ein wichtiges Betätigungsfeld der Philologie. Gegenstand der Philologie waren in der Frühen Neuzeit ausschließlich antike Texte, wobei biblische Texte besondere Aufmerksamkeit genossen.

Durch ihre Orientierung auf das einzelne Wort und auf den Überlieferungszusammenhang kam der Textkritik schon früh eine Elementarfunktion zu, die als Voraussetzung für die weitergehende Beschäftigung mit Texten verstanden wurde. Das zeigt das zweite Beispiel der vorliegenden Anthologie aus der *Einleitung zur richtigen Auslegung vernünftiger Reden und Schriften* von Martin Chladenius (1710–1752), erschienen im Jahr 1742. Diese Schrift ist eine hermeneutische Verstehenslehre, die im von der Rhetorik geprägten Wissenschaftsverständnis der Frühaufklärung verankert ist. Innerhalb der Hermeneutik nimmt bei Chladenius die Textkritik eine vorbereitende Funktion ein, die dem Verstehen vorausgeht. Philologie und Hermeneutik sind dementsprechend hier zwei eng beieinanderstehende Verfahren, die aber deutlich hierarchisiert sind. Da die Frage nach dem Verhältnis von Textverstehen und Textkritik eine Kardinalfrage der Philologie bleiben wird, haben wir

69 *Der Kommentar in der Frühen Neuzeit*, hrsg. von Ralf Häfner und Markus Völkel, Tübingen 2006.

Chladenius als Ausgangspunkt gewählt. Noch Peter Szondi nimmt in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts Bezug auf ihn.<sup>70</sup>

Neben dem breiten, facettenreichen Philologie-Begriff, der eng mit Techniken des Textverstehens verbunden ist, etablierte der italienische Philosoph Giovanni Battista Vico (1668–1744) ein zweites Verständnis von Philologie, das lange Zeit peripher bleiben sollte (und es bis heute zum Teil ist). Für Vico ist die Philologie keine Textwissenschaft im engeren Sinne, sondern eine kulturhistorische Verstehenswissenschaft, die in Opposition zur Philosophie steht: »Die Philosophie betrachtet die Vernunft, und daraus entsteht die Wissenschaft des Wahren; die Philologie beobachtet, was die menschliche Willkür als Gesetz aufgestellt hat, und daraus entsteht das Bewußtsein von dem, was gewiß ist.«<sup>71</sup> Vicos Ansatz stieß zwar im 19. Jahrhundert, in dem die textkritische Methodik ihre moderne Ausgestaltung erfahren hat,<sup>72</sup> auf geringes Interesse, doch wurde er in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts von namhaften Philologen aufgegriffen – allen voran von Erich Auerbach, der 1924 eine Übersetzung von Vicos *Die neue Wissenschaft über die gemeinschaftliche Natur der Völker* vorlegte.

Der doppelte Auftakt mit Chladenius' Unterordnung der Textkritik unter die Hermeneutik und Vicos kulturwissenschaftlicher Programmatik macht deutlich, wie wenig »Philologie« in der Aufklärung ein in sich gefestigter Begriff war. Ihr neuzeitliches Verständnis bildete sich erst um 1800 heraus. Deutlich wird dies in Friedrich August Wolfs *Enzyklopädie der Philologie*, die auf Vorlesungsmit-

70 Vgl. Peter Szondi, *Einführung in die literarische Hermeneutik*, hrsg. von Jean Bollack und Helen Stierlin, Frankfurt a. M. 1975, S. 61–78.

71 Giovanni Battista Vico, »Die neue Wissenschaft«, vorliegende Ausg., S. 54.

72 Vgl. *Wissenschaftsgeschichte der Germanistik im 19. Jahrhundert*, hrsg. von Jürgen Fohrmann und Wilhelm Voßkamp, Stuttgart 1994.

schriften aus den Jahren 1798/99 zurückgeht. Wolf (1759 bis 1824) gilt, einem Diktum Nietzsches folgend, als der erste ›richtige‹ Philologe. Dieses Urteil gebührt ihm zum einen wegen seiner herausragenden Kenntnisse der antiken Literatur und seiner textkritischen Argumentationsweise bei der Klärung der Frage, ob Homer tatsächlich der Autor der *Ilias* und der *Odyssee* war.<sup>73</sup> Zum anderen steht Wolf für die weitgehende Ausgrenzung der Bibelphilologie aus dem Kompetenzbereich der ›eigentlichen‹ Philologie, die für ihn gleichbedeutend mit ›Altphilologie‹ war. Friedrich Schlegel (1772–1829), der heute als wichtiger Wegbereiter der Hermeneutik Schleiermachers gilt, stützte den antitheologischen Impuls Wolfs: »Über die sogenannte philologia sacra. Gründe warum die classische Alterthumskunde der Sitz und das Vaterland der Philologie.«<sup>74</sup> Der stichwortartige Stil dieses Zitats deutet allerdings schon an, dass Schlegel seine Überlegungen nie in einer Schrift zusammengefasst hat. Es existieren von ihm lediglich Notizen zum Thema, von denen wir eine Auswahl bieten. Diese Notizen sind zwischen 1797 und 1804 in verschiedenen Etappen angelegt worden. Neben dem Beharren auf dem ›klassischen‹ Kern der Philologie ist Schlegels dezidierte Unterscheidung von Textkritik und Philologie von entscheidender Bedeutung. Vico nicht unähnlich – aber anders als Chladenius – ist Philologie für Schlegel eine historische Wissenschaft, was er auch markiert und wodurch er zugleich die Differenz zu Wolf benennt: »Wolf fängt ein wenig an zu historisieren. Doch lange nicht genug. Der Zweck der Philologie ist die Historie.«<sup>75</sup> Diesem bereits erwähnten Zweck kann die Philologie ausschließlich deswegen dienen, weil sie in sich Text-

73 Vgl. Friedrich August Wolf, *Prolegomena zu Homer*, ins Dt. übertr. von Hermann Muchau, Leipzig [1908].

74 Schlegel, »Philosophie der Philologie«, vorliegende Ausg., S. 91; vgl. dazu auch Benne, »Philologie und Skepsis« (s. Anm. 4).

75 Schlegel, »Philosophie der Philologie«, vorliegende Ausg., S. 93 f.

kritik und Hermeneutik vereint: »Die historische Kenntniß des Alterthums erfordert eigentlich, daß die Kritik schon vollendet sey und die Hermeneutik. Diese beyden Arten der Philologie sind also in Wechselwirkung. Es ist wichtig, daß die Gränzen nicht verwirrt werden [...]«<sup>76</sup>

Da nach Meinung Wolfs und Schlegels das Kerngebiet der Philologie die antiken Sprachen und Kulturen waren, dürften nach ihrer Einschätzung Jacob und Wilhelm Grimm (1785–1863 bzw. 1786–1859) nicht als Philologen gegolten haben. Und auch wenn die beiden heute zusammen mit Karl Lachmann als die Begründer der deutschen Philologie betrachtet werden, zeigen ihre frühen Arbeiten doch, dass sie um eine methodisch fundierte ›Philologie‹ offensichtlich einen Bogen machen. Dass andererseits die Zuschreibung der Grimms oder Lachmanns als Philologen aus heutiger Sicht, da die Begrenzung auf die Antike längst nicht mehr gilt, angemessen ist, belegt die Vorrede zu *Deutsche Sagen* (1816). Darin äußern sich die Grimms nicht nur über ihre Absichten und das ihrem Vorhaben zugrunde liegende Dichtungsverständnis, sondern auch über ihre Editionsprinzipien: »Übrigens braucht [...] kaum erinnert zu werden, daß die bloße Ergänzung einer und derselben Sage aus mehreren Erzählungen, das heißt, die Beseitigung aller nichts bedeutenden Abweichungen, einem ziemlich untrüglichen kritischen Gefühl, das sich von selbst einfindet, überlassen worden ist.«<sup>77</sup> Jacob und Wilhelm Grimm bekennen sich hier zur Konjekturealkritik, also zur mutmaßenden Rekonstruktion von Texten. Ausgehend vom Selbstbewusstsein, durch die Beschäftigung mit den Sagen über das richtige ›Gefühl‹ zu verfügen, legitimieren sie sich selbst, die Sagen von allen vermeintlich nichtbedeutenden Elementen befreit zu haben.

76 Ebd., S. 96.

77 Jacob Grimm / Wilhelm Grimm, »Deutsche Sagen«, vorliegende Ausg., S. 108.

Wie sehr dieses konjekturale Selbstbewusstsein für das 19. Jahrhundert insgesamt (und zum Teil auch noch heute) prägend war, belegt die Rezension von Karl Lachmann (1793–1851), der die auf Konjekturealkritik basierende Textrekonstruktion zur Kernaufgabe der Philologie macht. Mit den Grimms und Lachmann sind zugleich auch zwei bzw. drei namhafte Vertreter angeführt, die für die Ausweitung der Philologie auf die nichtantiken Sprachen stehen (allerdings meist in ihren historischen Erscheinungsformen). Gemeinsam ist den Überlegungen von Schlegel, Grimm und Lachmann ein romantischer Impuls, der um die Rekonstruktion des vermeintlich Ursprünglichen, Volkstümlichen kreist.

Der Romantik nicht fern stand auch Friedrich Schleiermacher (1768–1834), der einer der wichtigsten Theoretiker der Hermeneutik ist. Das Zentrum der Schleiermacher-Forschung ist bis heute *Hermeneutik und Kritik*. Dass dabei der Begriff der ›Philologie‹ ebenfalls wesentlich ist, belegt die von uns ausgewählte Rede. Schleiermacher entwickelte seine Überlegungen primär durch Auseinandersetzung mit dem *Neuen Testament* – indirekt können seine philologischen Überlegungen also auch als ein Widerspruch gegen all die Philologen verstanden werden, die versuchten, die Bibelkritik aus dem Kompetenzbereich der Philologie auszugrenzen.

Lachmann und Schleiermacher stehen für eine entschiedene Professionalisierung der Philologie – der erste mehr in der Praxis, der zweite stärker in der Theorie. Das hatte Folgen für die ›Altphilologie‹, die zwar zunehmend anerkennen musste, dass sie nicht die einzige Philologie war, die andererseits aber weiterhin reklamierte, zumindest *primus inter pares* zu sein. Das lag auch an der herausragenden Stellung, die sie innerhalb des gymnasialen Unterrichts im 19. Jahrhundert einnahm. Angesichts dessen schien es uns nur konsequent zu sein, mit Friedrich Nietzsches (1844–1900) polemischen Fragmenten über die

Entstehung des Philologen (1774/75), der *Encyclopädie und Methodenlehre der philologischen Wissenschaften* (postum publiziert 1877) von August Boeckh (1785–1867) und der *Geschichte der Philologie* (1921) von Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff (1841–1931) drei Altphilologen zu Wort kommen zu lassen, die zu ihrem Gegenstand allerdings recht unterschiedliche Positionen einnehmen. Während Nietzsche nur mehr Spott und Polemik für die weihevollere Verehrung des klassischen Altertums hatte, insofern diese zugleich eine Selbststilisierung der Altphilologie als hohepriesterliche Hüterin der Bildung darstellte, waren die beiden anderen Gelehrten von ihrem Tun voll und ganz überzeugt. Boeckhs *Encyclopädie* belegt das, indem er vor dem Hintergrund konkreter philologischer Entscheidungen und methodischer Festlegungen einen umfassenden Abriss lieferte, was philologische Praxis kennzeichne. Von Wilamowitz-Moellendorff machte sich an die Historisierung seiner eigenen Profession, lieferte gewissermaßen eine erste wesentliche Wissenschaftsgeschichte der Altphilologie. Im Unterschied zur gegenwärtigen Wissenschaftsgeschichte integriert er die philologische bzw. textkritische Methodenlehre nicht in die Darstellung der historischen Entwicklung, sondern verankert sie – wie unser Ausschnitt belegt – als ein überzeitlich gültiges Prinzip. Dabei bekennt er sich entschieden zur Konjekturealkritik und stärkt auf diese Weise die starke Stellung des Philologen im Überlieferungsprozess.

Einen Kontrapunkt zu dieser Position setzte der Romantist Erich Auerbach (1892–1957) mit seinem nach dem Zweiten Weltkrieg erschienenen Aufsatz *Philologie der Weltliteratur*. Ohne Rücksicht auf die Ansprüche der Altphilologie zu nehmen, begründete Auerbach die Hinwendung zu den verschiedenen Literaturen der Welt mit dem Verlust der Zentralstellung des Lateinischen in der abendländischen Kultur: »Etwa fünf Jahrhunderte ist es her, seit die europäischen Nationalliteraturen Vorrang vor dem La-



teinischen und Selbstbewußtsein gewannen [...]»<sup>78</sup> Auffällig an Auerbachs Überlegungen ist sein Interesse an der Geschichtlichkeit literarischer Texte, das als Wiederhall seiner Auseinandersetzungen mit Vico begriffen werden darf. Auerbach thematisiert die Schwierigkeiten und die sich abzeichnenden Tendenzen des philologischen Methodpluralismus sowie den zunehmenden Verlust alteuropäischer, gelehrter Wissensbestände, was ihm, da er aus Deutschland emigrieren musste und deswegen in der Türkei und den USA lehrte, besonders deutlich vor Augen gestanden haben dürfte. Mit Auerbach kündigen sich zudem gleich zwei Tendenzen an, die die weitere Begriffsgeschichte von ›Philologie‹ prägen werden. Zum einen meint bei ihm ›Philologie‹ in etwa das, was vielleicht besser unter dem Begriff ›Literaturwissenschaft‹ zusammengefasst werden sollte.<sup>79</sup> Zum anderen fordert er eine vehemente Entnationalisierung der Philologen. Dadurch wurde Auerbach zu einem wichtigen Wegbereiter der vergleichenden Literaturwissenschaft. In ebendieser Tradition stehen auch Peter Szondi (1929–1971) und Paul de Man (1919–1983). Für Szondi, der einer der ersten Literaturwissenschaftler war, der sich intensiv mit dem Poststrukturalismus auseinandersetzte, gewinnt das Moment der aufmerksamen Lektüre zentrale Bedeutung. Nicht mehr die Kritik ist bei ihm entscheidend, sondern seine Beto-

<sup>78</sup> Vgl. vorliegende Ausg., S. 181.

<sup>79</sup> Zu einem ähnlichen Ergebnis kommt auch Hans Ulrich Gumbrecht (vgl. H. U. G., »Was Erich Auerbach für eine ›Philologische Frage‹ hielt«, in: *Was ist eine philologische Frage?*, [s. Anm. 2], S. 275–287). Allerdings teilen wir seine Einschätzung, Auerbach sei im Hinblick auf philologische Konzepte »systematisch irrelevant« (S. 277) geblieben, nicht. Diese rigorose Ausgrenzung übersieht nach unserem Dafürhalten, dass Auerbachs Philologie-Verständnis ebendort breite Resonanz gefunden hat und findet, wo ein im Vergleich zu Gumbrecht ›weicher‹ bzw. ›breiter‹ Philologie-Begriff gepflegt wird, der um den Ausgleich von Philologie und Literaturwissenschaft bemüht ist; vgl. *Erich Auerbach. Geschichte und Aktualität eines europäischen Philologen*, hrsg. von Martin Tremml und Karlheinz Barck, Berlin 2008.

nung der philologischen Erkenntnis als »perpetuierte Erkenntnis«.<sup>80</sup> Szondi begreift ›Philologie‹ als eine Praxis fortwährenden Interpretierens, ›Philologie‹ hat dementsprechend für ihn einen hermeneutischen Kern. Vom Gestus her steht Paul de Man Szondi deswegen durchaus nahe. Auch wenn de Mans harter Dekonstruktivismus dem hermeneutischen Anliegen Szondis diametral gegenübersteht, so ist er ihm doch insoweit nahe, als er die präzise, ganz auf Wörtlichkeit zielende Annäherung an den Text als Erkenntnisinteresse einer literaturwissenschaftlich orientierten Philologie markiert. Wie nahe sich Szondi und de Man sind, wird ferner deutlich, wenn man sich klarmacht, dass sie beide entschieden in Opposition zu einer Literaturwissenschaft treten, die vor allem auf Kontextualisierungen und geistesgeschichtliche Einbettung setzt.

Insbesondere de Mans Polemik verfolgt zudem ein dezidiert politisches Anliegen, indem sie den Begriff ›Philologie‹ für eine Position reklamiert, der vielfach ihr fehlendes Traditionsbewusstsein vorgeworfen wurde. Mit seinem Appell, zur Philologie zurückzukehren, propagiert de Man eine Achtung vor dem Buchstaben – und stellt sich damit bewusst in eine philologische Tradition, die das ›Interesse am Buchstaben‹ stark macht.

Traditionsbewusstsein kennzeichnet auch den Text Karl Stackmanns (geb. 1922), der sich nicht nur auf die Gründungsväter der Philologie des 19. Jahrhunderts bezieht, sondern in Erinnerung ruft, dass die deutsche Philologie ihren Ursprung in der Auseinandersetzung mit mittelalterlichen Texten hat. Auch wenn Stackmanns Anliegen auf ein konventionelleres Philologieverständnis zielt als das de Mans oder auch Szondis, so ist an seinem Beitrag doch bemerkenswert, dass er sich neueren Forschungsansätzen wie der Mentalitätsgeschichte nicht verschließt und so ›Philo-

<sup>80</sup> Vgl. vorliegende Ausg., S. 202.

logie« zu einem grundsätzlich offenen Konzept macht. Stackmanns Ansatz hinterfragt damit indirekt die Position des Philologen als hermeneutischer Sinnstifter. Noch deutlicher wird diese Vorsicht vor Sinnstiftung im Beitrag von Gunter Martens (geb. 1934), der 1991 die Position des Editionsphilologen als Herausgeber reflektiert. Hintergrund seines Bemühens ist die Einsicht, dass sich Emendationen und Konjekturen in der Praxis der Editionsphilologie letztlich nicht vermeiden lassen. Der Grund hierfür liegt in dem Umstand, dass sich im Rahmen der philologischen Textkritik die Ebene des Befunds und die Ebene der Deutung häufig nicht streng voneinander trennen lassen. Da sich die Erkenntnisse der Editionsphilologie auf einen mal größeren, mal kleineren konjekturalen Kern stützen müssen, bleiben diese immer vorläufig.

Das Problembewusstsein von Stackmann und Martens kann hier stellvertretend für eine größere Sensibilität in etablierten Zweigen der Philologie stehen. Diese Sensibilität resultiert aus den Erschütterungen der Postmoderne. Doch steht insbesondere Stackmann für die Fortsetzung einer erfolgreichen konservativen philologischen Tradition. Martens erkundet im Gegensatz dazu die Konsequenzen neuerer literaturtheoretischer Überlegungen im Hinblick auf den Textbegriff und das Autorverständnis mit dem Ziel, diese für die Editionsphilologie produktiv zu machen.

In diese Richtung weisen auch die Ansätze der von Al-muth Grésillon propagierten *Critique génétique*, die Ausführungen zur *Material* bzw. *New Philology* von Stephen G. Nichols (geb. 1936) und Joachim Bumkes (geb. 1929) Vermittlung von *New Philology* und philosophischer Textkritik. Sie stehen – vor dem Hintergrund avancierter Schrift- und Schreibtheorien – für einen grundlegend veränderten Umgang mit Handschriften. Ihnen gemeinsam ist – wir haben schon darauf hingewiesen –, dass in diesen Ansätzen die Materialität des Geschriebenen im Mittelpunkt steht. Deswegen wenden sie sich in erster Linie

Handschriften zu. Indes bekommt das Manuskript für Nichols einen neuen epistemologischen Status – es ist nicht mehr ein Textzeuge, mit dessen Hilfe ein verloren gegangener Urtext rekonstruiert werden soll; vielmehr wird das Manuskript als eine Art ›Kulturzeuge‹ betrachtet, es soll als materiales Geflecht aus Schreibspuren Indizien liefern, um dem Philologen einen Zugang zu dem historischen kulturellen Kontext zu ermöglichen, in dem das Manuskript entstand. Dadurch wird das philologische Erkenntnisinteresse gewissermaßen in ein kulturwissenschaftliches Erkenntnisinteresse moduliert – die Frage nach der Intention des Autors tritt dabei in den Hintergrund.

Während Nichols also unter dem Schlagwort der *Material Philology* die Aufmerksamkeit der *New Philology* vom Text, vom literarischen Werk weg auf die einzelne Handschrift lenkte (freilich ohne Wege aufzuzeigen, wie man denn der dadurch explosionsartig vermehrten Untersuchungsgegenstände Herr werden könnte), hatte kurz zuvor Joachim Bumke die wesentlichen Thesen und Ergebnisse der überwiegend US-amerikanischen *New Philology* auf überraschend konkrete Weise mit der traditionellen Textkritik vermittelt. Zur Verbindung dieser scheinbar auseinanderstrebenden Forschungsrichtungen bringt er die Überlieferungsgeschichte mittelalterlicher Literatur ins Spiel: Eben sie legt den Grund für eine Abkehr von spekulativen Urtext-Rekonstruktionen und für eine historisch informierte Emendations- und Konjekturalpraxis, die sich nicht mehr auf ein in der Überlieferungsrealität nicht existierendes ›Original‹, sondern auf mit textkritischen Methoden sicher etablierbare Fassungen bezieht.

Im Gegensatz dazu ist die *Critique génétique* in erster Linie an Handschriften ›großer‹ Autoren interessiert – als Schreibprozessforschung untersucht sie, wie oben bereits erwähnt, die in Schreibspuren verkörperten Produktionsprozesse, die den Weg zur ›Textwerdung‹ markieren. Auch

wenn für Grésillon der Autor immer noch eine zentrale Orientierungsfunktion hat, so wird er doch unter einem ganz bestimmten Gesichtspunkt wahrgenommen: als entwerfend schreibender und revidierend umschreibender »Papierarbeiter«. Wie bei Nichols lässt sich bei Grésillon eine Modulation des philologischen Erkenntnisinteresses feststellen: dieses richtet sich nicht mehr auf den »endgültigen Text« als Endprodukt, sondern auf die vorläufigen Texte, die im Zuge des Produktionsprozesses entstanden sind.

Den Abschluss dieser Anthologie bildet die Einleitung von Hans Ulrich Gumbrechts (geb. 1948) *Die Macht der Philologie*. Auch wenn es zunächst den Anschein hat, als vertrete Gumbrecht, verglichen mit den theoretisch versierten Überlegungen von Martens, Grésillon und Nichols, einen im wahrsten Sinne des Wortes konservativen Ansatz, insofern er Philologie als »historische Textpflege« definiert,<sup>81</sup> so birgt seine Einleitung doch eine Überraschung: Die Macht der Philologie besteht in der Macht, Texte unserer kulturellen Vergangenheit wieder präsent werden zu lassen. Die »philologischen Grundtätigkeiten«<sup>82</sup> des Identifizierens, Wiederherstellens und Kommentierens von Texten schaffen dafür den Rahmen. Dabei steht der kommentierende, von Philologen »dazugeschriebene« Rahmen-text in einem produktiven, ja nachgerade wirkmächtigen Spannungsverhältnis zum gerahmten, von ihm wiederhergestellten Text: Der Kommentar wird gewissermaßen zur schriftkörperlichen Spur des philologischen Verlangens, den herausgegebenen Text als verkörperten Text »herauf zu beschwören.«<sup>83</sup> Durch die Überbrückung der Wissenskluft zwischen dem längst vergangenen Kontext der Textentstehung und dem gegenwärtigen Kontext der Textrezeption nimmt der historisierende Kommentar eine vergangenwärti-

81 Gumbrecht, »Die Macht der Philologie«, vorliegende Ausg., S. 326.

82 Ebd., S. 327.

83 Vgl. ebd., S. 332.

gende »Umwandlung«<sup>84</sup> des kommentierten Textes vor: er löst bei den Rezipienten einen quasi poetischen »Präsenz-Effekt[]«<sup>85</sup> aus. Ebenhierin sieht Gumbrecht – ähnlich wie Nietzsche – den didaktischen Vermittlungsauftrag der Philologie: Sie soll Texte bewahren und lesbar machen, indem sie sie wieder präsent werden lässt. Dies ist eine klare Ab-sage an jede Form von hermeneutischer Verstehensbemühung, die sich zurück in die Vergangenheit versetzen will. Gumbrecht propagiert die umgekehrte Richtung: Der Philologe hat die Kompetenz, Texte aus der Vergangenheit im Präsentationsrahmen einer historisch-kritischen Edition mit Hilfe kommentierender Machtworte wieder heraufzu-beschwören.

### 3. Ausblick: Das politische Potential der philologischen Frage

Die Philologie erfreut sich seit einigen Jahren einer neuen Beliebtheit. Monographien mit vielversprechenden Titeln belegen das.<sup>86</sup> Auch in der überregionalen Presse findet diese Aufmerksamkeit ihren Widerhall.<sup>87</sup> Die Begeisterung für die Philologie teilen nicht nur jene, die sie an Universitäten unterrichten, sondern etwa auch Literaturkritiker.<sup>88</sup> Hintergrund dieser Entwicklung ist das Erstarken der Wissenschaftsgeschichte in den Philologien seit Ende der 1970er Jahre, insbesondere in der Germanistik und der

84 Ebd., S. 333.

85 Ebd., S. 334.

86 Neben Gumbrechts *Die Macht der Philologie* seien erwähnt: Ottmar Ette, *ÜberLebenswissen. Die Aufgabe der Philologie*, Berlin 2004; Peter André Alt, *Die Verheißungen der Philologie*, Göttingen 2007.

87 Dieter Borchmeyer, *Vom Nutzen der Philologie. Zwei Liebeserklärungen an eine bemitleidenswerte Wissenschaft*, in: *Die Zeit* vom 24. Februar 2005, Nr. 9.

88 Thomas Steinfeld, *Der leidenschaftliche Buchhalter. Philologie als Lebensform*, München 2004.

Romanistik. Zunächst ideologiekritisch motiviert, hat sich die Wissenschaftsgeschichte der Philologien zu einem breiten Forschungsgebiet entwickelt, in dem nicht mehr nur herausragende Wissenschaftspersonlichkeiten und Forschungsthemen im Mittelpunkt stehen, sondern auch die Methodengeschichte. Zugleich ist die Rückbesinnung auf die »philologische Methode« zum Hoffnungsträger für all diejenigen geworden, die angesichts des unübersichtlichen Angebots an Interpretationstheorien, das der Literaturwissenschaft zur Verfügung steht, wieder stärker auf überprüfbare, materialbezogene Befunde als auf abgehobene Deutungen setzen wollen. Angesichts dieser Entwicklung verwundert es nicht, dass die Philologie als Grundlagentechnik der Literaturwissenschaften in den Fokus der Aufmerksamkeit gerückt ist.

Dabei mag es erstaunen, dass die Philologie nicht nur aus forschungspolitischen, sondern auch aus gesellschaftspolitischen Gründen eine neue Aktualität gewonnen hat. Offensichtlich wurde das auf der Tagung »Das Potential europäischer Philologien«, die vom 25. bis 28. April 2007 an der Universität Osnabrück stattfand und die in eine von Christoph König verfasste *Erklärung zum Potential europäischer Philologien* mündete. Darin heißt es:

Die linguistisch-literarisch-kulturelle Vielfalt soll zum Kern einer europäischen Identität werden. Diese Identität setzt die Fähigkeit voraus, innerhalb eines selbst heterogenen ökonomisch-politischen Raums sich sprachlich zu verständigen. Eine gemeinsame Kultur gründet auf der kommunikativen Kompetenz der Sprecher. Sie muß aber auch, wenn es um das Verständnis geht, über sie hinausgehen: Die Philologien werden zum Anwalt der »Schwierigkeiten«, die das wechselseitige Verständnis prägen [...].<sup>89</sup>

<sup>89</sup> Vgl. <http://www.europaeische-philologien.uni-osnabrueck.de/index.php?n=Main.Osnabr%fcckerErk1%e4rung>

Philologie wird hier nicht nur als Wissenschaft begriffen, sondern als Expertise im Umgang mit Schwierigkeiten, die aus dem material- und deutungsbezogenen Umgang mit schwierigen Textstellen gewonnen wird. Die im Rahmen der philologischen Praxis gewonnene Kompetenz, respektvoll mit fremden Vorstellungswelten und Kulturen der Vergangenheit umzugehen, sie nicht gewaltsam in den eigenen Deutungsrahmen zu integrieren; die materialbedingten Schwierigkeiten bei diesen Integrationsakten ernst zu nehmen, bilden ebene Kernkompetenz aus, die ein wechselseitiges Verständnis und einen respektvollen Umgang auch im europäischen transkulturellen Miteinander der Gegenwart möglich machen soll. Ebenhierin besteht das gesellschaftspolitische Potential der Philologie.

Nun herrscht in der Geschichte der Philologien, wie die vorliegende Anthologie dokumentiert, alles andere als Einigkeit darüber, mit welchen Methoden sich – angesichts material- und deutungsbezogener Schwierigkeiten – ein angemessenes Verständnis erreichen lässt. Die Antworten fallen höchst unterschiedlich aus, je nachdem, ob man einen engen oder einen weiten Philologie-Begriff wählt – im Hinblick auf die Methodik einerseits und auf den Gegenstandsbereich andererseits.

Das enge Verständnis mit Blick auf den Gegenstandsbereich beschränkt die Philologie auf die archivalische und die rekonstruktive Dimension. Das Sichten, Erhalten, Historisieren und Vermitteln des Textes dominiert hier das Verständnis. Das weite Verständnis versteht Philologie als Kulturwissenschaft und erweitert dementsprechend ihren Gegenstandsbereich.<sup>90</sup> Allerdings hat dieses Konzept

<sup>90</sup> Das Konzept einer Philologie als Kulturwissenschaft wäre noch weiter zu differenzieren in einen weitgehend kulturgeschichtlichen Zweig, der etwa dokumentiert wird in: *Philologie als Kulturwissenschaft. Studien zur Literatur und Geschichte des Mittelalters. Karl Stackmann zum 65. Geburtstag*, hrsg. von Ludger Grenzmann [u. a.], Göttingen 1987. Für einen dezidiert kulturwissenschaftlichen Ansatz stehen dagegen zum Beispiel die

insgesamt bisher eher Schlagwortcharakter und ist auf der Gegenstandsebene nicht präzise umrissen (wenn dies denn überhaupt möglich ist),<sup>91</sup> Vertreter der engen und gemäßigten Philologie werfen diesem Ansatz vor, er erweitere insbesondere den Text-Begriff unangemessen.<sup>92</sup> Die Vertreter eines kulturwissenschaftlichen Philologie-Begriffs halten ihren Kontrahenten im Gegenzug vor, sie beschränkten ›Philologie‹ ahistorisch auf das Verständnis des 19. Jahrhunderts, das ein Produkt der Disziplinenbildung sei – vom Versuch gekennzeichnet, größere Exaktheit in die wissenschaftliche Beschäftigung mit Sprachen und Literaturen einzutragen. ›Philologie‹ im engen Verständnis sei eine Folge der Herausbildung der ›zwei Kulturen‹, von Geistes- und Naturwissenschaften,<sup>93</sup> mithin ungeeignet für progressive Theorieangebote. Die Diskussion um den Philologie-Begriff betrifft damit, wie wir im Vorangegangenen bereits angedeutet haben, die Frage: Rephilologisierung oder kulturwissenschaftliche Erweiterung?<sup>94</sup>

Auf der methodologischen Ebene verhält sich die Sache freilich anders. Die Methoden der Kulturwissenschaften werden von den ›engen‹ Philologen gar nicht erst zur Kenntnis genommen, allein schon weil diese ja nicht als ›streng philologisch‹ gelten. Im Gegenzug halten die kulturwissenschaftlich orientierten ›Philologen‹ ihren strengen Widersachern Engstirnigkeit und methodische Einfalt

Arbeiten von Sigrid Weigel in Fortsetzung der Ansätze etwa von Benjamin und Auerbach; vgl. S. W., *Literatur als Voraussetzung der Kulturgeschichte* (s. Anm. 61). Wie heterogen die Terminologie in diesem Feld ist, deuten schon die Titel der beiden Bücher an.

91 Vgl. dazu Uwe Wirth, »Vorüberlegungen zu einer Logik der Kulturforschung«, in: *Kulturwissenschaft. Eine Auswahl grundlegender Texte*, hrsg. von U. W., Frankfurt a. M. 2008, S. 9–67.

92 Vgl. etwa Christoph König, »Präsenz ohne Text. Zur neuen Attraktivität der ›Philologie‹ bei Hans Ulrich Gumbrecht«, in: *Geschichte der Germanistik* (2003), H. 23/24, S. 5–11.

93 Charles Percy Snow, *The Two Cultures: and a Second Look*, Cambridge 1965.

94 *Grenzen der Germanistik* (s. Anm. 60).

vor. Die Fronten scheinen verhärtet. An diesem Punkt setzt die *Osnabrücker Erklärung* an. Ihr ist die fehlende Berücksichtigung der »heute gängigen interdisziplinären und interkulturellen Kommunikationsformen« vorgeworfen worden.<sup>95</sup> Daraus ließe sich leicht der Vorwurf eines eurozentristischen Hegemonialanspruchs der Philologie ableiten. Doch legt die Erklärung mit der Betonung der ›Schwierigkeit‹ ihren Akzent auf einen ganz anderen Punkt, nämlich auf ein Verständnis von »Philologie als Verteidigung des Schwierigen«<sup>96</sup> beim Umgang mit sprachlichen und literarischen Artefakten. Ebendiese Verteidigung des Schwierigen macht im Kern das politische Potential der Philologie aus,<sup>97</sup> indem sie sich den Herausforderungen von Vielsprachigkeit und Missverstehen stellt und immer wieder ansetzt zu material- oder deutungsbezogenen Konjekturen an verdorbenen – sprich: schwierigen Textstellen. In diesem Sinne bleibt die Philologie die Wissenschaft, die sich zur genauen Lektüre jedes einzelnen Textes verpflichtet und im respektvollen Umgang mit schwierigen Textstellen geübt hat. Dementsprechend entscheidet sich die philologische Frage auch nicht daran, ob der Philologe eine Konjektur wagt oder eine *Crux* setzt. Die Frage ist vielmehr, ob der Philologe als ›Anwalt der Schwierigkeiten‹, die ein Text allen einheitsstiftenden Verstehensbemühungen nach einer genauen Lektüre entgegengesetzt, begründen kann, *warum* er eine *Crux* gesetzt oder eine Konjektur gewagt hat.<sup>98</sup>

95 Frank Trommler, »Kommentar zur ›Osnabrücker Erklärung zum Potential Europäischer Philologien‹«, in: *Geschichte der Germanistik* (2008), H. 33/34, S. 24 f.

96 Carlos Spoerhase, »Philologie als Verteidigung des Schwierigen«, in: ebd., S. 23 f.

97 Vgl. dazu auch Werner Hamacher, »Für – die Philologie«, in: *Was ist eine philologische Frage?* (s. Anm. 2), S. 21–60.

98 Vgl. Anne Bohnenkamp, Kai Bremer, Uwe Wirth und Irmgard Wirtz (Hrsg.), *Konjektur und Crux. Zur Methodenpolitik der Philologie*, Göttingen 2010.

## Editorische Hinweise

Die in dieser Ausgabe abgedruckten Texte folgen grundsätzlich der Schreibweise der Originale, Eingriffe in Orthographie und Interpunktion wurden nicht vorgenommen. Fußnoten der Vorlagentexte sind mit arabischen Ziffern versehen, solche der Herausgeber der vorliegenden Ausgabe mit Sternchen\*. Eingriffe in den Text, vor allem Kürzungen und Übersetzungen, sind mit eckigen Klammern markiert. Manche Verweise im Fließtext wurden allerdings aus Gründen der besseren Lesbarkeit stillschweigend gestrichen; editionsphilologisch ist dieses Vorgehen nicht statthaft. Den Herausgebern schien es für eine Studienausgabe aber angebracht.

Die Ordnung orientiert sich nicht am Erstdruck, sondern am Zeitpunkt, da die Texte, die wiederholt auf Reden und Vorlesungen zurückgehen, erstmals einem Publikum präsentiert wurden. Texte aus dem Nachlass werden entsprechend dem Zeitpunkt ihrer mutmaßlichen Niederschrift eingeordnet.

Kai Bremer und Uwe Wirth

Der Verlag Philipp Reclam jun. dankt den Rechteinhabern für die Abdruckgenehmigung. In einigen Fällen konnten die Rechteinhaber nicht ermittelt werden. Hier ist der Verlag bereit, nach Anforderung rechtmäßige Ansprüche abzugelten.

## GIOVANNI BATTISTA VICO

## Die neue Wissenschaft über die gemeinschaftliche Natur der Völker

Giovanni Battista Vico (1668–1744) bekleidete eine Professur für Rhetorik, war zugleich aber auch Philosoph und Historiker. Er gilt als Begründer eines kulturwissenschaftlichen Konzepts, das die historische Dimension des Wissens betont. Dem philosophischen Streben nach einer systematischen, überzeitlichen Erkenntnis des Wahren stellte er eine historische und das hieß für ihn zugleich ›philologische‹ Form der Erkenntnis gegenüber.

Mit seinem Hauptwerk *La scienza nuova* (1725) grenzte er sich deutlich gegen die systematische Erkenntnistheorie von René Descartes ab – nach Vico kann der Mensch eine klare und gewisse Erkenntnis nur über das gewinnen, was er selbst geschaffen hat. Dieses vom Menschen selbst Geschaffene ist die Kultur, über deren Anfänge in mythischen Erzählungen berichtet wird. Die Untersuchung dieser Mythen – bei den Brüdern Grimm werden es dann die Sagen sein – ist der Hauptgegenstand einer Kulturgeschichte, die zugleich eine hoch spekulative, also konjekturale Geschichte der menschlichen Einbildungskraft sein will. Während der Philosoph fragt, wie man richtig zu denken hat, fragt der Philologe, wie Menschen zu früheren Zeiten gedacht haben. Unter einem Philologen versteht Vico »alle Grammatiker, Historiker, Kritiker, die sich mit dem Studium der Sprachen und der Taten der Völker befaßt haben: sowohl der inneren Taten, wie Sitten und Gesetze, als auch der äußeren, wie Krieg, Frieden, Verträge, Reisen, Handel« (vorliegende Ausg., S. 54). Der Philologe ist also gleichermaßen historischer Sprachforscher und Kulturhistoriker, der das gemeinsame »geistige Wörterbuch« (ebd., S. 55) rekonstruieren will, das allen